

Nr. 206 Bydgoszcz / Bromberg, 9. September 1937

Streit um Donna Anna.

Erzählung von Johannes Tralow.

Schautbynacht Laurens de Graff befand sich in einiger Verlegenheit. Schon stand er im Begriff, sich aus seiner Kajüte an Deck zu begeben, als sich noch im letzten Augenblick Donna Anna bei ihm melden ließ. Gerade aber um Donna Annas willen war der berühmte Flottenführer in Eile.

Die hübsche junge Dame hatte nämlich zu der unermeßlichen Beute gehört, die von der Flibustierflotte vor wenigen Tagen im spanischen Veracruz gemacht worden war, und zuerst hatte sich der Admiral selbst, den sie Herrn van Horn nannten, der Gefangenen bemächtigt. Sie jedoch war standhaft geblieben, bis de Graff, der eigene ältere Rechte auf sie erhob, mit seinem Vorgesetzten Streit bekommen hatte, der nun zwischen den beiden Anführern auf hoher See mit Pistolen und Schwertern ausgefochten werden sollte. Man kann sich also denken, daß Donna Anna dem Schautbynacht höchst ungelegen kam.

„Sie wollen sich schlagen, Señor?" mischte sich die Dame denn auch sofort in Dinge, die sie nichts angingen.

„Das ist meine Absicht, mein Fräulein." Laurens nickte von seiner etwas reichlich geratenen Länge herunter. „Aber wollen Sie sich nicht setzen?"

„Um meinetwillen wollen Sie sich schlagen?" fragte sie weiter.

„Für dreißigtausend Piaster", stellte Laurens mehr sachlich als höflich fest.

„Das ist das Lösegeld, das Herr van Horn für mich verlangt hat", sagte sie und tat, als müsse sie unbedingt ihr rostbraunes Haar aus dem blassen Gesicht streichen. „Wenn sie also nur einen Tag gewartet hätten — —"

„Man hat das Geld geschickt."

„Sie haben es genommen und mich dennoch aus Veracruz entführt?" Eine ganze Breitseite von Zorn schoß die Dame gegen ihn ab. „Das ist kein ehrliches Spiel, Señor!"

Doch Laurenz hatte nie eine Breitseite gescheut. „War je ehrliches Spiel zwischen uns? — Ich meine das Geld nicht. Man hat andere Gefangene damit losgekauft. Ich denke vielmehr an ein Mädchen, das Ihnen aufs Haar ähnlich sieht und das einem Manne etwas versprach, der mir wie ein Ei dem andern gleicht — ich denke an uns, Donna Anna."

Sie zögerte nicht eine Sekunde mit der Antwort: „Ich habe mein Wort dem spanischen Offizier Laurenz de Graff gegeben, nicht einem dieser Freibeuter, gegen die er damals zu kämpfen vorgab."

Ein Schuß krachte vom Admiralschiff, von der Gallione des Schautbynacht sofort beantwortet.

„Es wird Zeit, mein Fräulein", sagte der Mann. „Aber wenn Sie die Freibeutergenossen genau kennen wollen, hier ist ein Brief Ihres Herrn Vaters, des Gouverneurs von Veracruz. Sie müssen fürlieb nehmen, das Papier ist ein wenig abgegriffen, das Schreiben ging nämlich bereits vor zwei Jahren an die Freibeutergenossenschaft, gegen die mich Ihr Herr Vater selbst abgeschickt hatte" — er unterbrach sich ironisch — „behagt Ihnen etwas nicht, mein Fräulein?"

In den Augen des Mädchens lag das blanke Entsetzen. „Laurenz — —!"

„So heiße ich." Der Mann nahm ihr ungerührt die Hände herunter, mit denen sie sich die Ohren zustopfen wollte: „Natürlich, wissen wollt ihr Weiber nie. Die Tochter des Gouverneurs und ein Abenteurer, wie hätte das gepaßt! In einem waren die Herren Flibustier allerdings unzuverlässig: sie haben dem „spanischen Offizier", wie Sie mich nannten, obendrein noch diesen unbezahlbaren Brief verehrt, statt ihn umzubringen. Worauf es doch eigentlich hinauslaufen sollte."

Ein Zittern ging durchs Schiff, und man hörte das Knattern der Segel. De Graffs Gallione dreht bei.

„Da erst, Donna Anna", schloß er und schlang das breite Seidenband mit den beiden Pistolen um den Hals, „fuhr ich nach Tortuga, das dem König von Frankreich gehört, trat in die Kameradschaft der Flibustier und wurde der Schautbynacht dieser Expedition des Herrn van Horn nach Veracruz. Und was du noch weiter wissen mußt, ist, daß mein Quartiermeister Martin dich erwartet."

„Gut, so weiß ich denn", rief sie, „daß ich nicht leben werde, wenn du fällst. Das ist doch wohl dein Auftrag an deinen Martin ter Muilen?"

Laurenz war ehrlich überrascht. „Wozu sollte es gut sein, dich töten zu lassen, Anna?" Das Mädchen wandte ihm den Rücken. Nicht einmal darauf war er gekommen!

*

„Jawohl, ich komme!" rief er.

De Graff stieg an Deck wie jemand, der eine schwere Sache glücklich hinter sich hat. Die beiden Führerschiffe lagen beigedreht sich gegenüber, das des Expeditionsunternehmers van Horn und das seines Schautbynacht. An den Masten flaggten die weißen Lilienbanner Ludwig des Vierzehnten von Frankreich. Es war alles in Ordnung bei diesem Geschäft, man hatte vollgültige königliche Kaperbriefe an Bord. Laurens de Graff stieg mit einem Gefolge von Kapitänen seines Geschwaders in die Schaluppe und nahm im Stern auf langnachschleifender Purpurdecke seinen Platz. Bei der ruhigen See war es ein Katzensprung bis zur „Roxane", wo Trompetengeschmetter die Gäste begrüßte.

Das Mitteldeck des Admiralsschiffs sollte der Kampfplatz sein. Kaum hatte Laurens es von der Back her betreten, blieb er auch schon wie angewurzelt stehen: von achtern war nämlich Herr van Horn erschienen, Freibeuterunternehmer im großen und nebstbei der reichste Mann in Westindien. Breitbeinig, vierschrötig und graublond stand er jetzt da, Manns genug, daß es zwischen ihm und de Graff einer Frau wegen zu den tödlichen Worten hatte

kommen können. Unbeweglich standen die zwei. Dann wurden die Federhüte zum Gruß geschwenkt und flogen über die Köpfe der beiden Kämpfer nach hinten. Bei diesem Zeichen stob alles vom Mitteldeck und ließ die beiden allein, jeden mit zwei Pistolen, einem Schwert und seinem Gegner.

Man hörte auch bald zwei Pistolenschüsse kurz hintereinander. Denen folgte eine lähmende Pause, denn man mußte noch zwei Schüsse vernehmen, ehe man sich mit einiger Sicherheit nähern konnte. Es war überhaupt die Frage, ob es zu einem guten Stück Degenarbeit kommen würde, weil van Horn wie de Graff ausgekochte Pistolenschützen waren. Da krachte der dritte Schuß, und ihm folgte aus van Horns Kehle ein Donnerwetter wie ein Tornado. Und nun war kein Halten mehr, man wollte sehen.

Was man sah, war, daß van Horn seine beiden Pistolen, die ein kleines Vermögen gekostet hatten, in wilder Wut über Bord warf. Er hatte seine beiden Schüsse abgegeben, und — de Graff stand unverletzt auf den Beinen. Der Admiral dagegen schien auch ohne die Wunde an seiner rechten Schulter verloren: sein Gegner hatte den zweiten und letzten Schuß noch immer im Rohr.

Doch dann geschah es, wovon in den nächsten Jahren zwischen den Bermudas und Campêche so viel die Rede sein sollte: de Graff nahm seine beiden Pistolen und warf sie ebenfalls über die Reling. Brausender Männerbeifall fegte über das Schiff. Diese Großmut de Graffs sah ganz nach Versöhnung und Freundschaft aus. Man wußte, was ein kapitalkräftiger Führer wie van Horn wert war, und auch de Graff hätte man ungern verloren. Überdies verboten die Gesetze der Flibustier den Zweikampf an Bord, und vor allem Streit wegen einer Frau! Der ganze Handel war demnach eine Kette folgenschwerer Unregelmäßigkeiten, und es war ein Glück, daß sie durch de Graffs anständige Gesinnung nunmehr ein Ende gefunden hatten. Nochmals: ein Hoch für den Schautbynacht, ein Hoch für den Admiral!

Ein Hoch für de Graff? Van Horn schäumte. Es war daher gar nicht klug von de Graff, sich im Vermeinen, der Kampf sei beendet, umzuwenden und den Hut aufzuheben, denn Herr van Horn hatte sein Schwert herausgerissen, und wenn nicht de Graff vom allgemeinen Aufschrei gewarnt worden wäre, hätte er im nächsten Augenblick die Klinge von Toledo im Leib haben können. So erhielt er nur eine Fleischwunde an der Hüfte. Der nächste Stoß des wütigen van Horn wurde bereits klirrend pariert. Die Partie stand wieder auf gleich: beide Männer verwundet und beide als Waffe den Degen.

Einziger Unterschied war, daß de Grafff wieder seinen Hut auf dem Kopf hatte. Die Zeit, ihn abzuwerfen, hatte er nicht mehr gehabt. Er wurde hart von van Horn bedrängt und wich zur Schanze zurück. Noch einmal unterlief er dem Degen des Admirals und kam frei.

Doch Herr van Horn aus Ostende glich weder einem Admiral mehr, noch sonst etwas Menschlichem, er war ein geiferndes Tier: hatte er schon den Ruf des besten Pistolenschützen verloren, so wollte er doch für den des besten Fechters seiner Geschwader stehen oder fallen. Rasend und blitzschnell waren die Ausfälle van Horns, und bald fühlte sich der Schautbynacht an den Hauptmast gedrängt. Doch es war, als hätte er hinten ebenfalls Augen, er wußte einfach um die Lücke zwischen Hauptmast und Achterkastell. Ein Sprung hinter den Mast, und die Klinge des Angreifers fuhr, sich aufbäumend, ins Holz. Schon war sie wieder draußen. Aber auch de Graff hatte Zeit gewonnen, den breitkrempigen Hut zu ziehen und in die Decksmitte zu entkommen. Schon war van Horn entschlossen, ein Ende zu machen, als de Graff den Stoß mit dem Hut parierte, die Toledaner Klinge mit dem durchbohrten Filz auf die Seite riß und das eigene Schwert seinem Admiral in die Brust stieß.

Kein brausender Beifall fegte übers Schiff, als Herr van Horn auf den Planken lag. Dafür empfing de Graff seine eigene Gallione umso lauter. Und dann stieg auch schon statt der bisherigen Flagge die eines Admirals am Hauptmast empor, und Signalbefehl erging an alle Schiffe de Graffs, abzufallen nach Nordnordwest. Die Geschwader trennten sich.

Es war überstanden, und inzwischen mochte auch ter Muilen mit der Donna entkommen sein, wie er ihm befohlen hatte.

De Graff fühlte sich müde und krank. Her mit dem Genever im Alkoven! Als er aber den Vorhang zurückschlug, fand er — Donna Anna.

Man sollte dem Teufel immer zur rechten Zeit ein Kreuz vorhalten. Doch ein Branntweinkrug ist nun einmal kein Kreuz. So konnte die Dame zu gleicher Zeit lachen und weinen, konnte dem Mann ihre Arme um den Hals legen und ihn fragen: „Glaubst du wirklich, ich würde weggehen, jetzt, nachdem ich alles weiß?"

„Der Teufel — —", wollte der lange Laurens gerade anheben, so voller Verwunderung war er. Doch vom Fluchen mochte die Dame nichts wissen, weshalb sie ihm den Mund kurz und bündig mit einem Kuß verschloß.

Auf diese Weise merkte Laurens de Graff trotz seines Wundfiebers endlich, daß Donna Anna in aller Wirklichkeit da war. Doch die Admiralsflagge blieb trotzdem am Mast, obwohl er nun offenbar wieder einen Vorgesetzten hatte.

Der Holunderbaum.

Skizze von Inge Stramm.

Er stand im Hof des Großstadthauses zwischen Müllkästen und Teppichklopfstange. Holpriges Pflaster und Asphaltquadern, von der Portierfrau manchmal am Sonnabend gewaschen, Hausmauern, die nur der Regen wusch.

Er drängte seinen dünnen Stamm an der fensterlosen Brandmauer des Hofes aus einer Spalte, die nur handbreit war. Aber sie hatte genügt, den Samen zu empfangen, der sich von irgendwoher zwischen die Steine verirrt hatte, und das grüne Leben aus ihr drängte gewaltig empor. Die unter den Steinen lebendig eingemauerte Erde stirbt nicht. Ein einziger Streifen kargen Lichtes, der sie erreicht, kann sie wundersam erwecken.

Der Hof war tief wie eine Schlucht. Es ging kein Wind durch die Zweige des Holunderbaumes. Nur manchmal, wenn eine Tür oder ein Fenster offen stand, drängte sich Hauch aus Stuben gegen ihn an, Gerüche aus Küchen.

Die Sonne erreichte den Holunderbaum nie. Nur um Dächer und Giebel spielte sie, trieb auch einen Lichtkeil hinab in den dunklen Hofstollen, unermüdlich wachsend mit dem steigenden Jahr. Alle seine Blätter drängte der Holunderbaum ihr entgegen, reckte sich, schmückte sich zitternd vor Erwartung mit Blüten. Aber ganz erreichte die Sonne ihn nie. Lange stand ihr Schein in den Fenstern des dritten und vierten Stockwerks. Dort ganz oben unter dem Dach reckte sich oft eine Kinderhand spielend den tanzenden Strahlen entgegen, tauchte ein blondes Köpfchen hinter Scheiben auf, winkte etwas hinab in den Hof, wo am verschatteten Fenster das ältliche Fräulein Hannemann saß, von morgens bis abends über ihre Maschine gebückt. Sie war Näherin.

Sie hatte nur die Hofstube, eine Kammer und die Küche. Sie nähte Schürzen und Weißwäsche für Fabriken, manchmal auch ein Kleid für die blasse, junge Frau oben unter dem Dach, der der Mann vor kurzem gestorben war und die nun nichts anderes mehr hatte als ihr Kind.

Das Kind lachte und spielte gern mit den Sonnenstrahlen und schickte sie mit seinen winkenden Händchen hinab in den Hof bis zum Holunderbaum, bis zu der Näherin am Fenster. Es schuf so die Brücke, die der Strahl selbst nicht finden konnte.

Bis das Unglück kam, jener dunkle Abend, da sie des Kindes Mutter, die blasse, junge Frau, leblos ins Haus trugen.

Die Treppenstufen ächzten unter den schweren Tritten der Männer mit ihrer Last. Hinter halb geöffneten Flurtüren wurden laute, neugierige Fragen zu einem erschrockenen Flüstern gedämpft.

„Überfahren worden ist sie!" flüsterte es. „Geradewegs in ein Auto gerannt, als sie Milch holen wollte für das Kind." — „Das arme Wurm! Was soll nun aus ihm werden!" — „Wer wird sich um das Kind kümmern?"

Alle fragten so und mutmaßten und klagten.

Nur eine fragte nicht. Das war Fräulein Hannemann, die Näherin.

Sie wachte die ganze Nacht bei der sterbenden, jungen Frau. Dann nahm sie das Kind mit sich und legte es am Abend in ihr eigenes Bett in der Kammer. Sich selbst richtete sie ein Lager auf dem Sofa in der Stube.

Die junge Frau wurde begraben. Das Kind war immer noch bei dem Fräulein Hannemann, und so sollte es bleiben. Abends betete das ältliche Fräulein mit dem Kind, und ein ganz neuer Glanz lag über ihrem welkenden Gesicht.

Bis eines Tages eine Fürsorgeschwester kam und sagte, das Kind müsse ins Waisenhaus.

Ganz bleich wurde die Näherin. Sie suchte nach Worten, um darzustellen, daß sie das Kind behalten wolle.

Das ginge nicht so ohne weiteres, antwortete die Fürsorgeschwester, da müßten erst die Verhältnisse, unter denen das Kind hier aufwachsen würde, geprüft werden.

Die Näherin zeigte die Kammer, die sie ganz für das Kind eingeräumt hatte. Sie war eng und dumpf, und das Fenster nach dem Hof hin vergittert. Die Schwester schüttelte den Kopf.

Die Näherin zeigte die Stube. Mit der Schürze wischte sie aufgeregt etwas Staub von der Kommode, hob hastig ein paar Stoffreste auf, die auf dem Boden lagen, und nahm ein welkes Blatt vom Untersatz des Blumentopfes am Fenster.

Sie könnte schon deshalb das Kind nicht behalten, meinte die Schwester, weil sie ja gar nicht mit Kindern umzugehen wisse. Würde sie die Mehrarbeit leisten können, würde sie sich nicht selbst nur schwer belasten mit der Erziehung des Kindes, einer Aufgabe, der das Fräulein nicht gewachsen wäre?

Die Näherin verstummte. Ihre Kammer, ihre Stube, ihre saubere Küche konnte sie der Fürsorgerin zeigen. Raum genug für ein Großstadtkind, das in einer Dachkammer geboren war. Aber ihr armes, mütterlich sich sehnendes und aufblühen wollendes Herz konnte sie nicht zeigen.

Plötzlich aber ergriff sie die Hand der Schwester und führte diese hinaus auf den Hof zu dem Holunderbaum.

Sie strich ganz sanft über den krummen Stamm, der jetzt im Winter braun und tot stand. Sie lehnte sich wie hilfesuchend daran.

Die Schwester meinte wohl zuerst, daß die Näherin ihr den Baum wies um zu zeigen, daß hier das Kind im Sommer einen grünen Winkel zum Spielen hätte. Aber da stammelte das ältere Fräulein:

„Er wächst nur aus einer Mauerspalte, aber er blüht im Mai, er trägt Frucht, Beeren, die die Vögel sich holen . . . Die eingemauerte Erde ist nicht tot! So karg das Licht auch sein mag, das sie trifft! Sie kann noch blühen . . .“

Sie meinte mit diesen gestammelten Worten ja gar nicht den Baum, das Fräulein Hannemann. Er war ihr nur Beispiel für das eigene Herz, das solange ummauert gewesen war, aber dennoch nicht gestorben, das aus Urkraft heraus jetzt fruchtbar werden wollte für ein Kind.

Und die Schwester verstand es plötzlich. Weniger aus diesen Worten als aus dem, was in der Stimme mitschwang: Es war unverbrauchte mütterliche Liebe, die beste Sonne für ein Kind, das Beste zum Gedeihen! Und wachse das Kind auch in einer Hofstube auf, in deren Fenster nur ein Holunderbaum sieht, der sein karges, grünes Leben aus einer Mauerspalte drängt. Aber im Mai blüht er.

Schnurre im Morgenrock.

Von Paul Renovanz.

In einem süddeutschen Städtchen lebte ein pensionierter Oberstabsarzt Hebedich. Ein liebenswürdiger Weißkopf, oben zwar zeitweilig schon ein bissel verrutscht, sonst aber noch rüstig und bolzengerade. Infolge seiner unglaublichen Zerstreutheit erwiderte er dargebotene Grüße dienernd und nickend erst, wenn der Bedankte längst vorbei. Übrigens kurierte er nach alter Weise, und besonders viel hielt er von Senfpflastern.

Auch Frau Rentamtmann Fürst war eine stadtbekannte Erscheinung. Zu ihren merkwürdigen Gepflogenheiten gehörte es, daß sie auf dem Wochenmarkt regelmäßig im zierlich gerafften Morgenrock und blütenweißem Häubchen auftauchte. Ob Regen oder Sonne: sah man den farbigen Schlafrock, so wußte man, ohne groß hinzuschauen, wer darin steckte. Fremde hielten sie für närrisch. Wer wollte es ihnen verargen!

So mag es denn auch gekommen sein, daß sich Ernestine Fürst in dem losen Gewand einen bösen Schnupfen holte, der so hartnäckig war, daß er nur einer hartnäckigeren Lungenentzündung wich — kurzum, die alte Dame mußte ihre schnurrige Gewohnheit mit dem Tode bezahlen. Daran konnte auch Hebedichs Kunst nichts ändern. Der stellte das soeben, nachmittags fünf Uhr fünfunddreißig, erfolgte Ableben der Frau verwitweten Rentamtmann Ernestine Fürst geborenen Schönleber fest und den Totenschein aus, ließ die schwere altväterische Uhr in die Tasche gleiten und schien tiefsinnig über etwas nachzugrübeln.

Und siehe: das Ergebnis dieses Nachdenkens bestand in einem ungeheuren Senfpflaster, das der Doktor befremdlicherweise der Verblichenen auflegte. Die trauernden Verwandten, ohnehin ihren eigenen Gedanken nachhängend, hatten der seltsamen Hantierung des Arztes keine Aufmerksamkeit geschenkt. Sie alle beschäftigte die wichtigere Frage, was und wieviel wohl die Selige jedem einzelnen hinterlassen habe. Waren also völlig ihrem Schmerz hingegeben, hatten dem alten Hausarzt nur trübe zugenickt, als sich der mit seinem elfenbeinbeknopften Rohr und dem altfränkischen Zylinder gravitätisch empfahl. Und wandten ihre Kummergesichter den schöneren Dingen dieses Lebens erst wieder zu, als die junge freundliche Hauptmannswitwe im Erdgeschoß mit starkem Kaffee und zartgebräunten Waffeln die geknickten Herzen leidlich aufrichtete.

So war unter knusperndem Kauen und wehleidigem Geseufze eine kleine Stunde vergangen, da gewannen die wächsernen Hände der Toten plötzlich Leben, griffen hierhin und dorthin und fuhren schließlich unter die Nachtjacke just dahin, wo der gute Hebedich sein Senfpflaster befestigt hatte. Mit einem Ruck . . . einem jähen Tasten nach dem Kopf richtete sich die „Tote“ auf — Nichten und Neffen blieb der Bissen im Halse stecken — und fragte mit einer Stimme, die ganz gewiß nichts Jenseitiges an sich hatte, vielmehr ein wenig pikiert klang: „Wo ist denn meine Haube?“

An die Haube dachte die Fürstin bezeichnenderweise zuerst. Aber so war sie. Die übrige unbehagliche Sachlage drang ihr erst allmählich ins Bewußtsein. Hauptsache indes: die letzten Spuren der Ohnmacht verflüchtigten sich, und Tante Ernestine bekehrte sich vollends zum Diesseits. Der Tod behielt sie nicht. Der Oberstabsarzt aber, der alte Hexenmeister, wurde zu einer fast sagenhaften Figur. Die unglaublichsten Heilerfolge schrieb man ihm zu. Seine Senfpflaster wurden weithin berühmt. In den verzwicktesten Fällen schwur man auf sie . . .

Etliche Jahre später kam Frau Ernestine wieder ans Sterben. Wollte auch kein Pflasterschmieren mehr helfen. Der beinerne Gast ließ sich diesmal auf keine Scherze ein.

Ueber die Ehrfurcht.

Von Carl Emil Uphoff.

Jede Furcht ist verwerflich — bis auf die Ehrfurcht.

*

Nur wer Ehrfurcht hat, ist reif zum Herrschen.

*

Mit der ersten Ehrfurchtsregung beginnt der Knabe zum Mann zu reifen.

*

Es gibt nichts Schöneres, als Ehrfurcht zu fühlen; man merkt dann, daß man selber etwas wert ist.

*

Ehrfurcht haben, das heißt, stets besorgt sein, der Ehre des Nachbarn und Nächsten weder in Wort noch in Tat Abbruch zu tun.

*

Habe auch Ehrfurcht vor dem Wort, sonst wirst du zum Schwätzer.

*

Das Kind selber kennt noch keine Ehrfurcht; aber es spürt sehr wohl, ob man es in seiner Art ernst nimmt, das heißt, ob man Ehrfurcht vor dem Kindeswesen hat.

*

Das Geringste in der Natur ist noch immer gewaltig genug, um daran die Ehrfurcht zu lernen.



Ernestine starb wirklich und starb schmerzlos . . . Wieder wie damals schellte das Mädchen unten bei der Frau Hauptmann, jener unvergleichlichen herzstärkenden Waffelbäckerin, um die traurige Botschaft zu bringen. Einer der Neffen hatte Emma beauftragt, Nachbarn und Hausgenossen von dem „leider allzu frühen Ableben der lieben Entschlafenen“ zu verständigen.

Die Bestellung wurde von dem achtjährigen Töchterchen entgegengenommen. Und das Kind, im Bestreben, etwas Schönes, hier Passendes zu sagen, besann sich im rechten Augenblick auf die stehende Redensart der alten Köchin Lisbeth, die sich in solchen Fällen des geflügelten Wortes „Gott hab se selig“ bediente.

Klein-Annette also stellte sich in Positur, sprach den frommen Wunsch: „Gott hab sie selig!“ — hielt einen Augenblick inne und endete kindlich-ernst — „und behalt' sie droben!“

Nun, vielleicht hat der himmlische Vater Tante Ernestine sogar einen blaugeblümten Morgenrock verstattet.

Das Irrlicht.

Eine Anekdote um Hoffmann von Fallersleben.

Von Robert Ludwig Jung.

In der Mitte der vierziger Jahre genoß Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, die Gastfreundschaft eines Gutsbesitzers in Holdorf in Mecklenburg. Er führte dort als „abgesetzter Professor“ ein behagliches Leben der Freiheit und des Wohlbehagens, bis ein störendes Ereignis eintrat. Und das kam so:

Hoffmann hatte die Angewohnheit, auch in dunklen Nächten, sozusagen zur „Geisterstunde“, im Garten, Park und Hof zu wandeln, wobei ihm natürlich die Zigarre selten ausging. Die Tagelöhner fragten sich schon immer, warum wohl der wunderliche Herr in der Nacht herumgeistere.

Eines Nachts nun, als Hoffmann von Fallersleben vor einem drohenden Gewitter früher als gewöhnlich dem Herrenhause zuschritt, vernahm er hinter sich einige Geräusche und verspürte plötzlich eine so heftige Ohrfeige, daß ihm für die ersten Minuten Hören und Sehen verging. Aber dann raffte sich der Dichter zusammen, eilte zu dem Gastfreund und berichtete, was ihm auf dem Wege geschehen war. Der Gutsherr war sehr entrüstet. Das gesamte Gesinde mußte sich um Hoffmann versammeln, und er forschte nach dem Verbrecher. Alle Mühe war vergebens. Die Anwesenden beteuerten ihre Unschuld, und es blieb nichts anderes übrig, als sie alle gehen zu lassen.

Am anderen Morgen meldete sich bei dem Gutsherrn ein Zimmergeselle, der erst tags zuvor bei ihm in Arbeit getreten war. Er hatte die Tat begangen. Wenn ihm auch die Flucht geglückt war, so plagte ihn doch das Gewissen, und er gestand, daß er dem Dichter die Ohrfeige verabreicht hatte.

„Mann“, herrschte der Gutsherr den Zimmergesellen an. „Wie konnten Sie so etwas tun! Wissen Sie auch, **wer** mein Gast ist: Der Herr Hoffmann von Fallersleben!“ Der Geselle druckste herum. „Sie werden sich bei ihm entschuldigen, verstanden!“ Der Gutsherr ließ Hoffmann rufen.

„Hier ist der Attentäter!“ rief er dem Dichter zu. „Dieser grobe Mensch hat Ihnen die Ohrfeige versetzt.“

Hoffmann sah den Zimmergesellen durchdringend an. „Warum taten Sie das?“ fragte er.

Der Zimmergeselle erzählte nun, unter den Landleuten herrsche der Aberglaube, daß derjenige, der ein Irrlicht einfange, im ganzen Leben Glück habe.

„Erlauben Sie“, rief der Dichter. „Bin ich denn ein Irrlicht?“

„Nein,“ entgegnete der andere. „Das habe ich gründlich verspürt. Ich hatte nämlich Ihre glühende Zigarrenspitze für einen solchen flimmernden Stern gehalten, wollte ihn greifen nnd habe zugeschlagen. Dabei habe ich mir die Hand verbrannt.“

Der Dichter versöhnte sich mit dem biederen Mann. Als er abreiste, sagte er scherzhafterweise zum Gutsbesitzer: „Einmal Irrlicht gewesen — aber nie wieder . . .“



Bunte Chronik



Der Kuß im Tunnel.

Als Shaw sich an der Riviera aufhielt, fielen ihm zahlreiche Verehrerinnen lästig, vor allem zwei ältliche Französinnen. Als er sich eines Tages auf die Bahn setzte, um seinen Aufenthalt einige Kilometer nach Westen zu verlegen, mußte er zu seinem Verdruß bemerken, daß die beiden aufdringlichen Freundinnen seine Absicht ausgekundschaftet hatten. Sie saßen strahlend in seinem Abteil und fuhren mit. Plötzlich verdunkelte es sich, der Zug raste durch einen Tunnel, das elektrische Licht versagte, und einige Sekunden lang saß man im Finstern. Diese Augenblicke benutzte er irische Dichter und drückte einen schallenden Kuß auf seinen Handrücken.

Der Zug rollte wieder ans Tageslicht und Shaw saß mit vergnügtem Lächeln da, einer der Damen nach der andern zärtlich zublinzelnd. Die beiden Freundinnen gerieten sofort in einen mit unterdrückter Stimme geführten Streit, jede von ihnen beschuldigte die andere: „Du hast dich von ihm küssen lassen!“

An der nächsten Haltestelle erhob sich Shaw, suchte sein Gepäck zusammen und verabschiedete sich höflich von den beiden Damen: „Leben Sie wohl, meine Teuren! Es wird mir für mein ganzes Leben ein reizendes Rätsel bleiben, welcher von ihnen ich die liebenswürdige Gunstbezeugung im Tunnel verdanke!“

Drei Gebote zur weiblichen Vollkommenheit.

In der Bretagne, dem Lande, das mehr Heilige kennt als irgend eine andere Provinz Frankreichs, gilt der heilige Guirec als Beschützer und Helfer der Liebenden. Von ihm sollen die drei folgenden Gebote zur weiblichen Vollkommenheit stammen: „Ein gutes Weib“, sagt das erste, „soll einer Schnecke gleichen, die niemals ihr Haus verläßt. Nur darin darf sie sich von der Schnecke unterscheiden, daß sie niemals alles, was sie besitzt, auf ihrem Rücken mitträgt.“ Das zweite Gebot lautet: „Ein gutes Weib soll einem Echo gleichen, das niemals spricht, bevor es angesprochen wird. Nur darin soll das Weib sich vom Echo unterscheiden, daß sie niemals wie jenes das letzte Wort haben will.“ Und das dritte der Gebote: „Ein gutes Weib soll pünktlich sein wie die Uhr des Kirchturms. Nur darin muß sie sich von der Kirchturmuhr unterscheiden, daß man nicht ihre Stimme über das ganze Dorf hin höre!“ Wenn ein Mädchen nach diesen Geboten lebt und zu Saint-Guirec betet, so wird er — wie der Bretone glaubt — ihr helfen, bis zum nächsten Jahre einen Ehegatten zu finden.



Lustige Ecke



Das kann man wohl sagen!



Frau (im Korridor): „Ist jemand hier gewesen, während ich fort war?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg